

Hanjo Kesting
Auskunft. Gespräche mit Schriftstellern



Hanjo Kesting

Auskunft

Gespräche mit Schriftstellern

Wehrhahn

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2024
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Umschlag unter Verwendung eines Fotos
von Karl-Heinz Meybohm
Druck und Bindung: Mazowieckie Centrum Poligrafii, Warschau

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-98859-021-3

Inhalt

Anläufe und Anfechtungen

Erich Fried

— 11 —

Auf der Höhe des Lebens

Siegfried Lenz

— 30 —

Das Ende der Fiktion

Wolfgang Hildesheimer

— 39 —

Anarchie und Zärtlichkeit

Heinrich Böll

— 60 —

Die deutsche Daseinsverfehlung

Axel Eggebrecht

— 91 —

Der kurze Sommer der Anarchie

Hans Magnus Enzensberger

— 116 —

Ein Deutscher auf Widerruf

Hans Mayer

— 138 —

Literaturwissenschaft in Deutschland

Walther Killy

— 158 —

Der Epochenverschlepper

Gregor von Rezzori

— 173 —

Großer Brückenbauer

Karl Dedecius

— 194 —

Bleib erschütterbar und widersteh

Peter Rühmkorf

— 216 —

Nicht nur Editorin

Inge Jens

— 238 —

Man muss auf ein Kunstwerk künstlerisch antworten

Joachim Kaiser

— 258 —

Mein unerträglich schlichtes Prinzip: Weitermachen

Siegfried Lenz

— 272 —

Rückblick auf den Anfang des Jahrhunderts

Hans Magnus Enzensberger

— 292 —

Mit den Augen des Westens

Klaus Harpprecht

— 319 —

Der Unruhestifter
Fritz J. Raddatz
— 347 —

Von Windhühnern und Eintagsfliegen
Günter Grass
— 381 —

Nachwort
— 421 —

Nachweise
— 451 —

Fotonachweise
— 453 —

Register
— 455 —

»Wir bringen unsere Dummheiten zu großen Ehren,
wenn wir sie in Druck geben.«

Montaigne



Anläufe und Anfechtungen

Erich Fried

Herr Fried, Sie wurden 1921 in Wien geboren, leben seit 1938, also den weitaus größeren Teil Ihres Lebens, als jüdischer Emigrant in London. Seit 1944 haben Sie mehrere Prosabände, einen Roman, Hörspiele, einen Operntext, Übersetzungen unter anderem von Dylan Thomas und T.S. Eliot sowie von zahlreichen Stücken Shakespeares, vor allem aber mehr als fünfzehn Gedichtbände veröffentlicht. Man darf Sie, ohne zu übertreiben, als den produktivsten deutschsprachigen Lyriker der Gegenwart bezeichnen. Wenn ich Sie nun zu Ihrem Leben und zu Ihrer Arbeit be-

frage, dann möchte ich mit dem Anfang anfangen. Sie wuchsen in den zwanziger Jahren in Wien auf. Wie sah das Milieu aus, in dem Sie als Kind lebten und Ihre ersten Eindrücke empfangen, wie das Elternhaus und die Familie?

Ich war das einzige Kind, ich war viel krank, und ich habe, wenn ich krank war, viel gelesen. Beides hat mir einen großen Vorsprung, was Literatur betrifft, eingebracht, wenn auch nur als Kompensation für andere Nachteile. Wien war der Mittelpunkt der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, und in den frühen zwanziger Jahren hatte es sich nicht in seine Rolle als abgetrennter Wasserkopf hineingefunden. Man lebte immer noch von Reminiszenzen der Vergangenheit. Eine meiner ersten Erinnerungen ist 1927 der sogenannte blutige Freitag oder rote Terror, als ein Polizist von demonstrierenden Arbeitern und sechsundachtzig Arbeiter von der Polizei getötet wurden. Ich war damals zufällig in der Kolingasse und sah die Bahren mit Toten und Verwundeten, die vorbeigetragen wurden – das hat mich sehr beeindruckt. Dann später, 1934, als die Arbeiterhäuser zerschossen wurden vom klerikal-faschistischen Regime Dollfuß; dann später das Attentat der Nazis auf Dollfuß, 1938 natürlich der Einmarsch – da wusste ich schon, was uns bevorstand, denn ich hatte die Ereignisse in Deutschland ziemlich deutlich verfolgt.

War das ein bürgerliches Elternhaus, in dem Sie aufwuchsen?

Mein Vater war zunächst Transportunternehmer, Spediteur. Er wollte eigentlich Schriftsteller werden, hat aber nicht viel Erfolg gehabt. Dafür hatte er eine Zeitlang als Hypnotiseur großen Erfolg, da kamen die merkwürdigsten Menschen zusammen. Ansonsten hat das Elternhaus die wirtschaftlichen Wechselfälle Österreichs, vor allem die Wirtschaftskrise, in seinen Schicksalen sehr gespiegelt. Meine Mutter hat einen großen Teil des Lebensunterhalts für den Haushalt verdient, sie hat Erfindungen gemacht und Modekollektionen, ist viel herumgereist, dadurch hatten wir auch die ersten Nachrichten darüber, wie es in Deutschland nach Hitlers Machtergreifung aussah.

Sie sagten, dass Sie schon als Kind viel gelesen haben. Was waren das für literarische Eindrücke? Ist davon etwas in besonderer Weise später wichtig geworden?

Ja, alles was mir in die Hand kam. Ich war krank, wie gesagt, und der Bücherschrank stand neben dem Bett. Ich habe Heine und Dostojewskij, Goethe und Schiller gelesen und zwischendurch Walter Scott in deutscher Übersetzung, was mir eben in die Hand kam, und die fehlenden Ausdrücke habe ich in Meyers Konversationslexikon nachgesehen.

Haben Sie damals auch schon geschrieben?

Ja. Ich habe mit fünfeinhalb, sechs Jahren zu schreiben angefangen, ganz schlechte Gedichte mit ungeheuer großem Wortschatz, wobei ich die veralteten Worte von denen, die noch gängig waren, nicht trennen konnte. Ich habe auch versucht, auf Zeitereignisse, zum Beispiel auf die Schießerei am blutigen Freitag zu reagieren.

Sie haben einige wichtige politische Ereignisse aus dieser Zeit genannt, von denen Sie stark beeindruckt worden sind. Bedeutet das, dass sich das politische Bewusstsein schon sehr früh ausgebildet hat? Sie sprachen auch von der Auseinandersetzung zwischen der faschistischen Reaktion und der Linken.

Das war natürlich bei uns schon in der Schule so. Wir hatten zum Beispiel Klassensprecher und eine Menge demokratischer Einrichtungen in der Schule, die von Jahr zu Jahr mehr abgebaut wurden. Ich war der letzte Klassensprecher, den es bei uns gab – dann wurde die Einrichtung abgeschafft. Oder der Republikfeiertag wurde abgeschafft, noch bevor die Republik in aller Form abgeschafft war. So etwas hat auf Kinder natürlich einen großen Eindruck gemacht. Es gab in der Schule politische Diskussionen, zwischen Schülern und Lehrern, zwischen Schülern und Schülern. Die Hälfte meiner Mitschüler waren Nazis, und ich habe mich individuell zu Teilen mit

ihnen recht gut vertragen. Und so hatte man einen vielleicht etwas vielschichtigeren Zugang dazu, wie ein Schüler, der ein Nazi ist, aussieht. Der ist ja nicht nur ein Nazi, sondern auch ein Junge mit allen Problemen eines Schuljungen.

Gab es eine Politisierung auch durch das Elternhaus?

Durch mein Elternhaus sehr wenig. Meine Eltern haben sozialdemokratisch gewählt, aber ohne tiefergehende politische Überzeugung. Aber zum Beispiel in der Schule... Die Propaganda der Christlich-Sozialen war damals in Österreich so antisemitisch, dass ich als jüdischer Schüler schon deswegen gegen die Christlich-Sozialen sein musste. Ich habe mich zwar niemals bewusst nationaljüdisch gefühlt, aber wenn die anderen sagen: Warte nur, bis der Hitler kommt, dann werdet ihr alle aufgehängt –, dann genügt das durchaus, um sich jüdisch fühlen zu müssen.

Das waren aber nicht immer Nationalsozialisten, sondern auch Klerikofaschisten, nationalistische Österreicher?

Die gesagt haben: Wart nur, bis der Hitler kommt, die waren wahrscheinlich Hitlers Sympathisanten. Aber auch die Klerikofaschisten waren antisemitisch. Es war diese alte Sache: Die sagten, die Juden sind die, die den Christus gekreuzigt haben. Das war noch sehr verbreitet, das wurde auch vom Katecheten im Religionsunterricht – mindestens an der Volksschule, von einem Mann, der Striegel hieß – unter den Schülern verbreitet.

1933 kamen die Nazis in Deutschland an die Macht, es dauerte dann noch fünf Jahre bis zum sogenannten »Anschluss« Österreichs. Haben Sie das mit Bewusstsein kommen sehen?

Man hat im Allgemeinen gefürchtet, dass das kommt. Man hat natürlich noch manchmal gehofft, dass es doch nicht kommt. Aber seit 1934, als in Österreich der Klerikofaschismus sich ausbreitete, als nur

Mussolini das Land, im Sommer 1934, vor einer Invasion bewahrte – eine Rolle, die er nach dem Abessinien-Feldzug nicht mehr spielen konnte –, vor allem aber seit 1936, als es offiziell hieß, Österreich ist der zweite deutsche Staat, wir müssen getrennt marschieren, aber vereint schlagen, da spürte man, dass es nicht gut weitergeht. Zuletzt gab es noch einen Augenblick der Hoffnung, als Schuschnigg – nach Berchtesgaden – nicht nur die Nazis wieder erlauben musste, sondern auch die Linksparteien und die Gewerkschaften *de facto* wieder erlaubte. Da gab es so etwas wie ein Aufflammen von demokratischem Geist in Österreich, aber das wurde durch das deutsche Ultimatum und den Einmarsch beendet.

Haben Sie sich schon vor 1938 auf eine mögliche Emigration eingestellt?

Nein. Man hat zwar die ganze Zeit davon gesprochen, dass man sich eigentlich darauf einstellen müsste, aber man hat es nicht getan.

Das ging dann aber 1938 sehr schnell...

Nach dem Einmarsch, ja. Meine Eltern wurden einen Monat später verhaftet, mein Vater wurde von den Nazis umgebracht, ich musste emigrieren und habe meiner Mutter knapp vor Kriegsausbruch noch ein Visum verschaffen können.

Sie gingen 1938 nach London. Warum nach London?

Weil ich ein Visum für London gekriegt habe. Man war froh, wohin immer man kommen konnte.

Wie haben Sie in London dann gelebt, wie haben Sie sich auf die veränderte Situation einstellen können?

Schlecht. Zunächst als Flüchtling von einem Garantor, einem Bürgen, von dem ich jede Woche eine Kleinigkeit kriegte. Der ist aber sehr bald gestorben. Danach kriegte ich vom Flüchtlingskomitee einen

sehr kleinen Betrag, von dem man knapp hätte leben können. Ich fand aber heraus, dass man um zehn Schillinge – heute drei Mark – zwei Unterschriften kaufen konnte, damit Leute ein Visum kriegten. Irische Arbeiter unterschrieben zum Beispiel, dass sie eine Haushaltshilfe brauchten. Und ich war für den Fall, dass ich lebend rauskam, entschlossen, möglichst viele Menschen rauszubringen, bevor der Krieg ausbricht. Ich habe insgesamt dreiundsiebzig Leute rausgebracht. Infolgedessen hatte ich nicht genügend Geld zum Essen, ich hungerte zuerst ein bisschen, dann habe ich in leerstehenden Häusern Blei geklaut und Wasserleitungshähne. Das habe ich mit sehr gutem Gewissen verkauft, um dadurch Visa für Menschen zu verschaffen.

Haben Sie damals geschrieben? Wollten Sie Schriftsteller werden?

Ich wollte Schriftsteller werden. Ich habe damals auch einige Gedichte geschrieben, aber erst ein oder zwei Jahre später, als der Krieg ausgebrochen war und ich keine Leute mehr rausholen konnte, habe ich mehr Zeit zum Schreiben gehabt. Mein Schulleiter, ein alter sozialdemokratischer Lehrer am Gymnasium, hatte immer gesagt, dass ich Schriftsteller werden würde. Ich war dagegen, weil das in meinen Augen kein genügend sicherer Beruf war – in diesem Sinn war ich erzogen worden. Aber mit etwa sechzehn Jahren kam ich unter dem Einfluss einer Freundin dazu, doch Schriftsteller werden zu wollen. Besonders als ich emigrierte und mein Vater von den Nazis umgebracht worden war, dachte ich mir, ja, wenn ich da rauskomme, dann will ich auch ein deutscher Schriftsteller werden.

Wie stehen Sie heute zu Ihren ersten literarischen Versuchen? Oder auch zu den ersten beiden Gedichtbänden, die 1944 und 1946 erschienen unter den Titeln Deutschland und Österreich? Wird da der Lyriker Erich Fried in seiner geistigen und sprachlichen Physiognomie schon erkennbar?

Obwohl ich immer als frühreifes Kind galt, fand ich mich literarisch eigentlich gar nicht frühreif. Wenn man meine Gedichte mit denen vergleicht, die Rimbaud mit siebzehn oder achtzehn Jahren geschrieben

hat, ist es geradezu lächerlich. Ich finde, das sind sehr konventionelle Jugendgedichte. Mit dem Inhalt identifiziere ich mich größtenteils immer noch: Es sind antifaschistische Gedichte, die gleichzeitig gegen die Linie polemisieren: »Der einzig gute Deutsche ist ein toter Deutscher«, also gegen die Vernichtung des Feindes. Zwischen der Vernichtung der feindlichen Ideen und der Vernichtung der feindlichen Menschen wollte ich immer einen großen Unterschied machen. Es gibt aber in diesen Gedichten sogar sprachliche Dinge, wenn sie auch nur in einer embryonalen Form vorhanden sind, die ich später weiterentwickelt habe.

Es sind Lieder im Volksliedton, mit Spruchweisheit, Wortspielen...

Die Wortspiele wurden später wichtig für mich, eine Zeitlang.

Aber der Grundton dieser Gedichte ist doch eher expressionistisch, er kommt aus einer Tradition von Anti-Kriegs-Lyrik, wie sie schon aus der Zeit des Ersten Weltkriegs vorgeprägt war. Oder trägt mich dieser Eindruck?

Nein, der trägt Sie überhaupt nicht. Die expressionistische Literatur war mit den Emigranten nach London gekommen. Im Krieg hatte ich die ganze Zeit hindurch Gelegenheit, Sachen zu lesen, die in Deutschland damals schwer zugänglich waren: Ernst Toller, die Pinthus-Anthologie, die frühen Sachen von Johannes R. Becher, die ganze expressionistische Literatur.

In dieser Zeit in England hat sich ja auch Ihre politische Haltung verändert. Sie haben ein konkreteres politisches Engagement gesucht, und das hat Sie in die Nähe der Kommunistischen Partei geführt.

In der Emigration war es natürlich leicht, sich politisch zu radikalisieren. Bei mir war es so, dass sich eigentlich schon im Februar 1934, als die österreichischen Sozialdemokraten mit ihrem friedlichen Weg – »Stimmzettel, der zum Sozialismus führt« – durch den österreichischen Faschismus widerlegt worden waren, der Gedanke festsetzte: offenbar geht's doch nicht so friedlich. Und weil die Kommunisten von all jenen

Leuten, die ich als die schlimmsten Unholde kannte, am meisten beschimpft wurden, wurden sie mir gerade dadurch sympathisch. Die große Problematik, welche Gruppe von Kommunisten eigentlich Glauben verdient und wie das eigentlich mit Trotzki war, diese Dinge haben mir erst in England Kopfzerbrechen bereitet. Ich bin, obwohl ich an die Anschuldigungen, die in den Trotzki-Prozessen gegen Trotzki und seine Anhänger vorgebracht wurden, nie wirklich geglaubt habe, zu den Kommunisten gegangen, zunächst zum österreichischen kommunistischen Jugendverband, später in die Nähe der deutschen kommunistischen Organisationen, die es damals auch in der Emigration gab, und ich habe gedacht, ich werde die Ungerechtigkeiten und Einseitigkeiten, die es dort gibt, von innen bekämpfen. Das ist mir nicht ganz gelungen, weil kommunistische Parteien sich gerade gegen solche Dinge vorsehen. Ich habe es immer wieder versucht und bin auch von diesen Organisationen sehr milde behandelt worden, weil sie mich als Dichter für sich gewinnen wollten und deswegen in Watte packten.

Nach der Zeit des Engagements kam aber bald die des Degagements, der Desillusionierung durch den Stalinismus.

Ja, durch den Stalinismus. Nach 1943 habe ich mich nicht mehr aktiv betätigt, außer dass ich Gedichte schrieb und veröffentlichte, die – wenn auch manchmal nur versteckte – Angriffe enthielten.

1945 war der Krieg zu Ende. Sie blieben in London, kehrten nicht nach Österreich oder auch nach Deutschland zurück. Für einen Schriftsteller ist das doch erstaunlich, weil er sich damit von dem sprachlichen Milieu löst, aus dem er lebt und von dem er lebt. Warum sind Sie in London geblieben? War es für Sie nach wie vor, auch nach 1945, ein Exil oder ein Asyl, oder wurde es zu einer neuen Heimat?

Eine Mischung von all dem. Sehr wenig Heimat, denn England ist keine assimilierende Kultur wie etwa die Vereinigten Staaten. Der Gedanke zurückzukehren war für mich während des Krieges immer mit der Vorstellung verbunden gewesen, mit meinen Genossen

in Deutschland oder in Österreich eine bessere Gesellschaft aufzubauen, und das hieß für mich eine sozialistische Gesellschaft. Nun gab es Meinungsverschiedenheiten, sehr schwerwiegende Meinungsverschiedenheiten mit den kommunistischen Organisationen. Ich konnte nicht mit ihnen zusammenarbeiten, wollte aber auch nicht gegen sie arbeiten, weil ich den guten Glauben und die Opferbereitschaft dieser Leute kannte, individuell gesehen, und weil mir der berufsmäßige Antikommunismus verhasst war. Ich blieb daher zunächst einmal traurig da. Ich hatte inzwischen auch geheiratet, hatte ein Kind, auch deswegen wäre das Zurückkehren für mich gar nicht so einfach gewesen, ich hätte irgendeinen Hintergrund haben müssen. Ich wurde dann zwar, zum Beispiel als die Humboldt-Universität in Ost-Berlin ihre Arbeit aufnahm, eingeladen, dort als Dozent zu arbeiten. Das wäre aber mit der Bedingung verknüpft gewesen, nicht eine Position einzunehmen, die mit der des offiziellen sozialistischen Realismus unvereinbar war. Ich bin lieber Fabrikarbeiter in London geblieben.

Für sie als Schriftsteller hat das natürlich bedeutet, unter erschwerten Bedingungen zu arbeiten.

Unter Umständen gar nicht zu schreiben. Ich war über diese Entwicklung eine Zeitlang sehr verzweifelt. Aber ich sah keine andere Möglichkeit. Viele Emigranten, auch Schriftsteller, sind damals als Zensoren für die amerikanische Armee hinübergegangen und haben so ihren ersten Kontakt mit Deutschland wieder angeknüpft. Dies widerstrebte mir. Ich wollte nicht als Zensor für die amerikanische Armee kommen, obwohl der Kalte Krieg zu diesem Zeitpunkt noch nicht begonnen hatte.

Wie sind Sie dann als Schriftsteller mit dem Problem fertig geworden, in England zu leben und Deutsch zu schreiben?

Ich habe dieses Problem schon im Krieg gespürt. Deswegen las ich die Literatur, die in Deutschland erschien, auch die Nazi-Zeitungen usw. In diesen Zeitungen gab es vereinzelt auch nicht-nationalso-

Register

- Abendroth, Wolfgang 91
Achmatowa, Anna 203
Adenauer, Konrad 80, 94, 326, 328
f., 334, 337, 341 f.
Adorno, Theodor W. 77, 79, 131,
136, 259 f., 362, 431, 441
Aichinger, Ilse 247 f., 250, 390
Albertz, Heinrich 91, 113
Allende, Salvador 88
Amado, Jorge 369 f.
Améry, Jean 91, 139 f., 291, 422
Andersch, Alfred 44, 119, 121,
124, 148, 164, 209, 283, 388 f.,
392 f., 444
Andersen, Hans Christian 416
Anderson, Sherwood 34
Apollinaire, Guillaume 383
Arnold, Heinz Ludwig 431 f.
Auden, Wystan Hugh 46
Auerbach, Erich 166
Augstein, Rudolf 109 f., 186, 378,
393
Baader, Andreas 358
Bach, Johann Sebastian 33, 40, 230
Bachmann, Ingeborg 223, 227,
387, 390, 392, 403, 442
Baldwin, James 355
Balzac, Honoré de 32, 34
Bardot, Brigitte 435
Barnes, Djuna 39
Barth, Karl 220
Baudissin, Wolf von 91
Baumbach, Rudolf 221
Baumgart, Reinhard 268, 271, 361
Becher, Johannes R. 17, 369
Becker, Jürgen 356
Beckett, Samuel 74, 264
Beckmann, Max 33, 386
Beckstein, Günther 309
Beethoven, Ludwig van 112, 260,
269, 351
Benjamin, Walter 152, 169
Benn, Gottfried 223 f., 231 f., 348
f., 351, 363–366, 385, 403,
438, 446
Berg, Alban 267
Berio, Luciano 268
Bertram, Ernst 233 f., 250, 252,
439 f.
Bichsel, Peter 392
Bienek, Horst 431
Bin Laden, Osama 295, 300, 302
Birken, Sigmund von 403
Bismarck, Otto von 98, 334
Bloch, Ernst 148, 151, 370
Boehlich, Walter 228
Böll, Heinrich 37, 60–90, 91, 119,
124, 209, 248, 283 f., 290,
353, 355, 384, 387, 392, 406,
425–427, 431
Börne, Ludwig 111, 364
Borchert, Wolfgang 231, 437
Born, Nicolas 392
Braese, Stephan 424
Brahms, Johannes 112, 267
Brandt, Willy 37, 212, 284 f., 319,
325, 336–339, 346, 445
Brandys, Kasimierz 210
Braun, Volker 433
Brecht, Bertolt 78, 117, 151, 162,
223 f., 233, 265, 369 f., 374,
385, 394, 405, 430, 438
Brentano, Heinrich von 78
Breton, André 297